

Schrift und Schriftwechsel

Systematische und editionspraktische Überlegungen am Beispiel der Handschrift von Rainer Maria Rilke

Die neugermanistische Editionswissenschaft hat sich bisher kaum systematisch mit den historischen Bedingungen beschäftigt, die auf die Entwicklung der Handschriften moderner Autoren eingewirkt haben. Zwar existiert eine Fülle von Einzelbeobachtungen zu individuellen Schreibgewohnheiten – meist im Zusammenhang mit editorischen Berichten oder Prolegomena zu Ausgaben –, diese wurden aber kaum im Kontext der historischen Entwicklung der modernen Schreibschriften und ihrer Alphabeten seit der frühen Neuzeit betrachtet. Es fehlt an paläographischen Untersuchungen zu dem für die moderne Schriftentwicklung im deutschsprachigen Bereich charakteristischen Nebeneinander von deutscher Kurrent und humanistischer Kursive.¹ Ebenso fehlt es an Untersuchungen, die die von verschiedenen Schulausgangsschrift- und Orthographiereformen seit dem 19. Jahrhundert ausgehenden Normierungsbestrebungen in den Blick nehmen, wenn auch insgesamt Phänomenen handschriftlicher Überlieferung durch den vermehrten Einbezug der Originalquellen in Form von Faksimi-

¹ In der älteren und neueren Forschungsliteratur kursieren zahlreiche Termini für beide Schriften. Die grobe Unterscheidung in lateinische und deutsche Schrift ist nur dann zulässig, wenn die dahinterstehenden paläographischen Termini korrekt sind. Vgl. Josef Ambros: Methodik des Schreibunterrichts. Wien 1885, S. 23 und Joseph Loos: Enzyklopädisches Handbuch der Erziehungskunde. 2. Bd. M-Z. Wien u. Leipzig 1908, S. 553, die beide »lateinische Kurrentschrift« für die humanistische Kursive verwenden – Loos führt zusätzlich noch die »Kursivschrift« an (ebd.). Ernst Zinn verwendet »Fraktur« für deutsche Kurrent (siehe Ernst Zinn: Beobachtungen zu Rilkes Handschrift. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Walter Simon. In: Korrespondenzen. Festschrift für Joachim W. Storck aus Anlaß seines 75. Geburtstages. Hg. v. Rudi Schweikert in Zusammenarbeit mit Sabine Schmidt. St. Ingbert 1999, S. 443-454, hier S. 446). Für Hinweise und Anregungen zum vorliegenden Aufsatz danken wir Benjamin Krutzky.

lia – sei es in analoger oder digitaler Form – eine stärkere Aufmerksamkeit zukommt.²

Unser Ziel ist es im Folgenden, den Wert derartiger Fragestellungen am Beispiel der Handschrift Rainer Maria Rilkes zu demonstrieren, und zwar sowohl im Hinblick auf die editorischen Herausforderungen, die sich aus der veränderten Situation des Gernsbacher Teilnachlasses von Rilke ergeben, der 2022 in öffentlichen Besitz gelangt ist,³ als auch hinsichtlich vergleichender Studien zu verschiedenen Autoren, die wir hier freilich nur anregen können. Wir konzentrieren uns dabei auf zwei Aspekte von Rilkes Handschrift, die zwar in der Forschung bereits verschiedentlich berührt, aber unseres Erachtens noch nicht genügend ausgeleuchtet worden sind: (1) Das Verhältnis von deutscher und lateinischer Schrift – deutscher Kurrent und humanistischer Kursive – in Rilkes deutschsprachigen Manuskripten und Briefen; und (2) Rilkes Schreibgewohnheiten bei Doppel-ss und ß, die einer zeitgenössischen Norm entsprechen und in der Mehrzahl der bisherigen Ausgaben seiner Werke und Briefwechsel durch editorische Eingriffe normalisiert wurden. Den ausgewählten Beispielen zu diesen beiden Aspekten gehen eine kurze historische Einordnung sowie einige allgemeine Hinweise zu den äußereren Bedingungen der Entwicklung von Rilkes Handschrift voraus. Abschließend diskutieren wir eine Reihe von Überlegungen zur editorischen Praxis.

Digraphie: Deutsche Kurrentschrift und Humanistische Kursive

Sobald wir über das Verhältnis von deutscher und lateinischer Schriftkultur sprechen, begegnet uns der Terminus Digraphie. Gemeint ist das Nebeneinander zweier Schriftsysteme innerhalb einer Sprachgemeinschaft, d.h., dass verschiedene Sprachen auch in verschiedenen Schriftarten wiedergegeben werden. Dieses Phänomen gibt es bereits seit dem Frühmittelalter, in dem die karolingische Minuskel die häufigste an-

² Anstoß gab die Frankfurter Hölderlin-Ausgabe in den 1970er-Jahren. Zur Diskussion vgl. Gideon Stiening: Editionsphilologie und ›Politik‹. Zur Kontroverse um die Frankfurter Hölderlin-Ausgabe. In: Kontroversen in der Literaturtheorie / Literaturtheorie in der Kontroverse. Hg. v. Ralf Klausnitzer und Carlos Spoerhase. Bern u.a. 2007, S. 265–298.

³ Erste Einblicke in die verschiedenen Teile des Gernsbacher Rilke-Archivs vermitteln die Beiträge des Rilke-Schwerpunkts in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 67, 2023, S. 259–351.

zutreffende Schrift war. Heute führt sie ein Nachleben in der Druck-type Antiqua. Eines der ältesten Beispiele von Digraphie findet sich in der Handschrift Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 1247 (Abb. 1), die die Paulusbriefe enthält und aus dem ausgehenden 11. Jahrhundert stammt. Schreiber der Handschrift ist Marianus Scotus, gebürtiger Ire und später Abt des Schottenklosters in Regensburg.⁴

Unter dem Haupttext trägt er in verkleinerter Schrift eine Glosse ein. Der Satz beginnt altgälisch: *Satharn casc in nocht*. Dann kommt die Angabe der Kalenden und des Jahres (*M LXX VIII*), bevor der Eintrag mit *mariani miseri domine miserere* schließt. In Übersetzung: ›Samstag in der Nacht, am 10. Tag vor den Kalenden des April [22. März] im Jahre des Herrn 1079, erbarne dich, Herr, des armen Marianus.‹ Die gälischen Wörter am Anfang sind in insularer Minuskel geschrieben, der restliche Eintrag in Latein steht in karolingischer Minuskel. Die Unterschiede der beiden Schriften sind z.B. am r erkennbar. In der insularen Minuskel wird der Ausläufer (die Cauda) des r bis auf die Grundlinie geführt. In der karolingischen Minuskel rechts erkennt man das noch heute gebrauchte r wieder, das im Mittelband bleibt. Beim s ist in der insularen Minuskel links ein tief gespaltenes Minuskel-s, bei der karolingischen Minuskel ein einfaches Minuskel-s (Schaft-s) zu sehen.

Unter dem Aspekt der Digraphie etwas bekannter ist das Schreibheft des jungen Johann Wolfgang von Goethe, die sogenannten *Labores juveniles* aus dem Jahr 1757/59 (Abb. 2). Angeleitet durch seinen Privatlehrer trägt Goethe Schreib- und Übersetzungsübungen ein, die Konrektor Reinhard in der Schule den Primanern diktierte. Unten übersetzt Goethe dann die Übungen (»Exercitationes quaedam [...]«). Schrift und Sprache sind unmittelbar verbunden. Der deutsche Text steht in Kurrent, der lateinische Text in humanistischer Kursive, die seit ihrer Erfindung durch den italienischen Humanisten Niccolò Niccoli († 1437) bis heute in der lateinischen Ausgangsschrift fortwirkt.⁵ Wie die Schriften eingesetzt werden, kann man im deutschen Text sehen: Wörter aus Fremdsprachen, die nicht eingedeutscht waren, und Eigennamen werden nicht in Kurrent, sondern in humanistischer Kursive geschrieben, wie z.B. »Conrector«. Wie streng die Digraphie

⁴ Das mittellateinische Wort *scottus* ist mit ›irisch‹ zu übersetzen, vgl. Walter Berschin: Biographie und Epochenstil im lateinischen Mittelalter IV/2. Stuttgart 2001, S. 473.

⁵ Zur Genese vgl. Bernhard Bischoff: Paläographie des römischen Altertums und des abendländischen Mittelalters. Berlin 2009, S. 195–199.

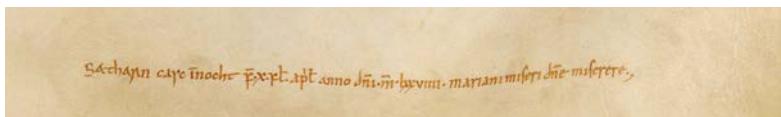


Abb. 1 Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 1247, fol. 10r.
Regensburg, ca. 1079. Bibel: Paulusbriefe mit Glossen. Autograph Colophon des Marianus Scottus

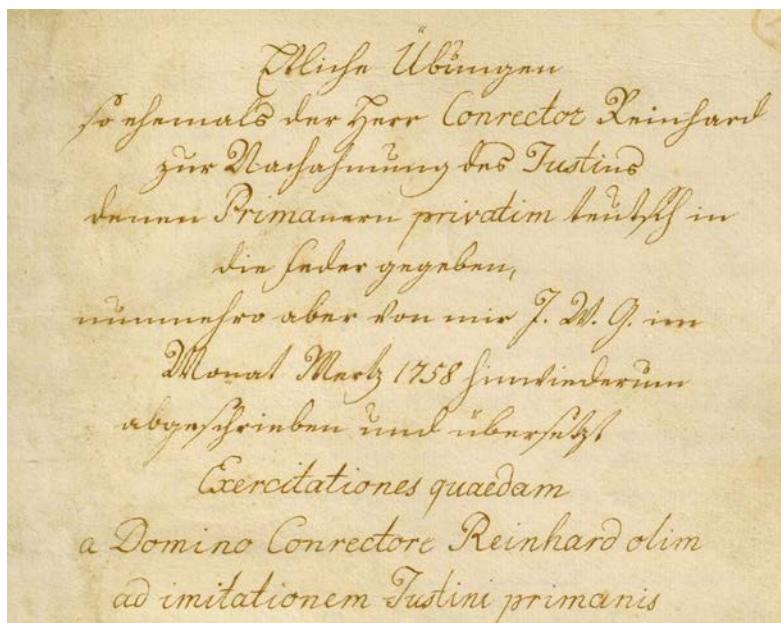


Abb. 2 Frankfurt a. M., Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Ausst. 50, S. 105. Johann Wolfgang von Goethe, *Labores juveniles*

umgesetzt wird, zeigt sich zwei Zeilen danach. Die Schüler der Oberstufe besuchen die sogenannte »Prima«, ebenfalls ein lateinisches Wort. Allerdings wird das Wort »deutsch« flektiert und so ist die Endung bei »Prima-nern« in Kurrent wiedergegeben.

Auch im deutschen Sprachgebiet ist die Digraphie erhalten geblieben. Die Kurrent führt als Nachfahre der gotischen Kursive die deutsche Tradition weiter. Die humanistische Kursive führt die lateinische Tradition fort, weswegen wir heute vereinfacht von lateinischer Schrift sprechen können.⁶

Zum Schrifteinsatz bei Rainer Maria Rilke

Wahrscheinlich war Rilke etwa so alt wie Goethe, als er uns seine ersten Schreibversuche hinterließ. Auf der Piaristenschule in Prag, die er ab 1882 besucht, kommt u.a. ein mehrteiliges *Lesebuch für österreichische Volksschulen* zum Einsatz, von dem sich der zweite Band in Rilkés Buchbestand erhalten hat. Im Vorsatz zeichnete der junge Rilke einen Soldaten und ein Haus. In Kurrent steht das Exlibris: »René Rilke«. Auf anderen Seiten finden sich neben Federproben einzelner Buchstaben auch kleinere Lesemarkierungen. Das Buch besteht aus mehreren kleinen Texten, die abwechselnd in Fraktur und Antiqua gesetzt sind.

Zu Beginn werden Alphabete abgedruckt, oben in Fraktur, darunter die Entsprechung in Antiqua (Abb. 3). Beim Buchstaben s hat die Fraktur das Minuskel-s oder auch Schaft-s, das der ursprünglichen Regel nach initial oder medial steht. Rechts daneben das runde s, das in finaler Stellung gebraucht wird. In der Antiqua gab es das Schaft-s zwar ebenfalls, hier ist es aber bereits aus dem Kanon ausgeschieden, wie die Leerstelle zeigt. Beim sz (ß) oder Scharf-s sehen wir ebenfalls Unterschiede. Bei den gebrochenen Schriften kann man den Ursprung bis ins Mittelhochdeutsche verfolgen, da das stimmlose s auch durch ein z graphisch wiedergegeben werden konnte, also mittelhochdeutsch »daz«. Graphisch kann das z auch als sogenanntes »geschwänztes z« (ʒ) wiedergegeben werden, die Form in der Fraktur hat diese Wiedergabe ebenfalls bewahrt. Bei der Antiquaform lief die Entwicklung anders. Die Buchstabenverbindung von s und z kam im Lateinischen so nicht

⁶ Abweichende, z. T. auch schriftgeschichtlich falsche Bezeichnungen kursieren nicht nur in der heutigen Forschungsliteratur, sondern auch im 19. Jahrhundert (vgl. Ambros, Methodik des Schreibunterrichts, S. 23).

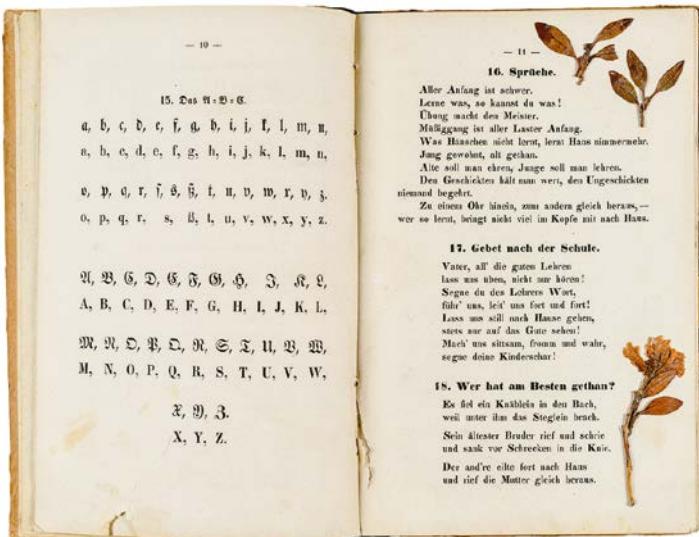


Abb. 3 Deutsches Literaturarchiv Marbach, G: Rilke: Georg Ullrich, W. Ernst u. Franz Branky, *Lesebuch für österreichische Volksschulen. Ausgabe in fünf Theilen*. Prag 1878. Bd. 2 mit gepressten Pflanzen des jungen Rilke

vor, daher wäre die Benennung »sz« hier widersprüchlich. Das Schaft-s verband sich mit einem runden s, das für den Auslaut oder Silbenauslaut gebraucht wurde.

In der Kurrent gibt es ebenfalls eine Regel für das s. Im Auslaut wird das sogenannte »geöffnete Rücken-s« geschrieben. Das Rücken-s kommt aus der Gotischen Kursive, die um das Jahr 1500 in die Kurrent übergeht.⁷ Eine der Veränderungen ist, dass sich das Rücken-s öffnet. Daher wäre der Vorschlag, von geöffnetem Rücken-s oder finalem oder Schluss-s zu sprechen, nicht aber von rundem s, da dieser Terminus bereits besetzt ist.

Wie viele Autoren seiner Zeit nutzt Rilke die Kurrent als Grundschrift, beherrscht aber auch die humanistische Kursive. Ein frühes Beispiel seiner Schrift ist die Gedichtwidmung an seine Mutter Phia Rilke im Dezember 1896 (Abb. 4).

7 In der Kanzlei Kaiser Maximilians I. kann man diesen Übergang in einem Brief aus dem Jahr 1513 nachvollziehen (vgl. Franz Steffens: Lateinische Paläographie. Hundert Tafeln in Lichtdruck mit gegenüberstehender Transkription nebst Erläuterungen und einer systematischen Darstellung der Entwicklung der lateinischen Schrift. Freiburg [Schweiz] 1929, Tafel 118).

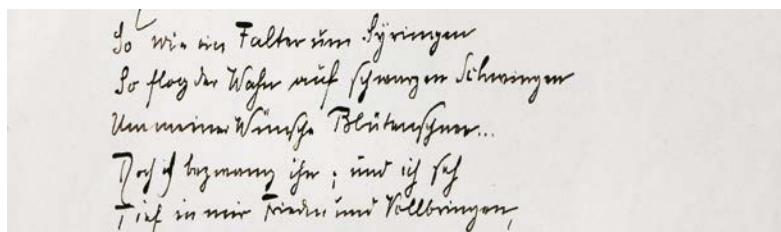


Abb. 4 Deutsches Literaturarchiv Marbach, G: Rilke: Rainer Maria Rilke. *Traumgekrönt*. Neue Gedichte, Leipzig 1897

Man erkennt den frühen Stand der Schrift z.B. am offenen a (Z. 2 »auf«), das zwar für die Kurrent typisch ist, aber später bei Rilke zum Schließen neigt. Bei den Auszeichnungsbuchstaben, z.B. F (Z. 1 »Falter«), S (Z. 2 »So«), D (Z. 4 »Doch«) und T (Z. 5 »Tief«), bedient sich Rilke nicht aus dem Reservoir der Kurrent, sondern verwendet Buchstaben aus dem Formenbereich der humanistischen Kursive. Wenige Jahre später findet Rilkes Schrift eine neue Ausgestaltung – nach gängiger Meinung von Lou Andreas-Salomé beeinflusst –, die er in verschiedenen Registern mehr oder minder bis zum Ende seines Lebens beibehält.⁸ Am Lebensabend der Schriftentwicklung zeigen sich in Rilkes Schrift einige Merkmale. In der repräsentativen Schrift, wie im bekannten Gedicht an Erika Mitterer aus dem Jahr 1926 (Abb. 5), haben sich bestimmte Gewohnheiten gefestigt:

Alle s-Formen haben die charakteristisch langen Aufschwünge oder Zierausläufer (Z. 1 »Taubenschlag«, Z. 3 »sie«), und das a ist inzwischen mit einem inneren Bogen geschlossen (Z. 1 »Taube«). Will man die bisher unbeachtete größte paläographische Differenz zwischen der frühen und späten Handschrift bei Rilke benennen, so gelingt dies über die verwendeten Buchstaben zur Großschreibung. Nach der Jahrhundertwende finden sich fast keine Auszeichnungsbuchstaben aus dem Fundus der humanistischen Kursive wieder, sie stammen aus der Kurrentschrift (Z. 1 »Taube«, Z. 4 »Schrecken« und »Flug«).

Wie hält es Rilke mit der Digraphie, wie setzt er sie ein? Wie in der Ausbildung vermittelt, verwendet Rilke die humanistische Kursive für Fremdsprachen, sei es Mittelhochdeutsch, Italienisch oder Fran-

⁸ Bisher bleibt eine paläographische Beweisführung Desiderat. Zur Ähnlichkeit der Schrift Rilkes und Andreas-Salomés vgl. Ernst Zinn, Beobachtungen zu Rilkes Handschrift, S. 445.

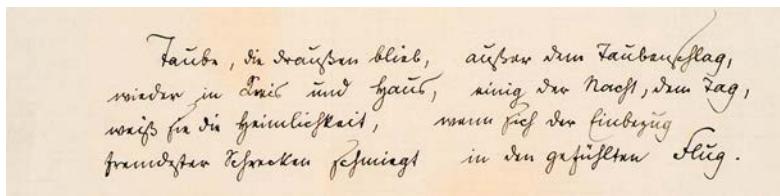


Abb. 5 Deutsches Literaturarchiv Marbach, A: Mitterer, Erika.
Briefgedicht von Rilke an Erika Mitterer, Ragaz 24.8.1926

zösisch.⁹ Ein Brief Rilkes an Wilhelm Michel aus dem Bestand des Schweizerischen Literaturarchivs (Abb. 6) zeigt den Gebrauch der lateinischen Schrift zur Hervorhebung festgelegter Kategorien.¹⁰

Rilke wechselt in folgenden Fällen aus der Kurrent in die humanistische Kursive: Ortsnamen: »Oberneuland bei Bremen« (Z. 1), Monatsnamen: »August« (Z. 2), Personennamen: »Michel« (Z. 3). Das ist verbreiteter Usus, so wird das System auch in der Schule vermittelt:

Der Kaufmann pflegt Titel, Personen- und Ortsnamen in lateinischer Schrift zu schreiben, eine Gepflogenheit, die in der Volkschule ganz gut eingeführt werden kann. Auch den fremden Sprachen entlehnte, namentlich technische, geographische Benennungen sollen mit lateinischer Schrift geschrieben werden. Für Titel und Ausschriften eignet sich besonders die Rundschrift. Das Unterstreichen dient dazu, um ein oder mehrere Wörter aus dem Gesamttext der Schrift hervorzuheben, um die Auffassung des Inhaltes zu erleichtern. Es muss mit Maß angewendet werden.¹¹

Rilke setzt diese Hinweise um, verwendet aber zusätzlich den Schriftwechsel als Hervorhebung für Wörter, die nicht zu den oben genannten Kategorien gehören. So werden auch kleine oder einfache

⁹ Vgl. Rilkes annotiertes Exemplar von Gustave Flaubert: *Lettres à sa nièce Caroline*. Paris 1909. Deutsches Literaturarchiv Marbach, G: Rilke, Rainer Maria.

¹⁰ Rainer Maria Rilke an Wilhelm Michel, Oberneuland bei Bremen, 11.8.1903. Bern, Schweizerisches Literaturarchiv, SLA-RMR-Erw-04-592. Die Rilke-Bestände werden über die Plattform e-manuscripta.ch zugänglich gemacht, wo sie im Rahmen eines Crowdsourcing-Projektes mit Transkriptionen versehen werden können.

¹¹ Ambros, Methodik des Schreibunterrichts, S. 27.

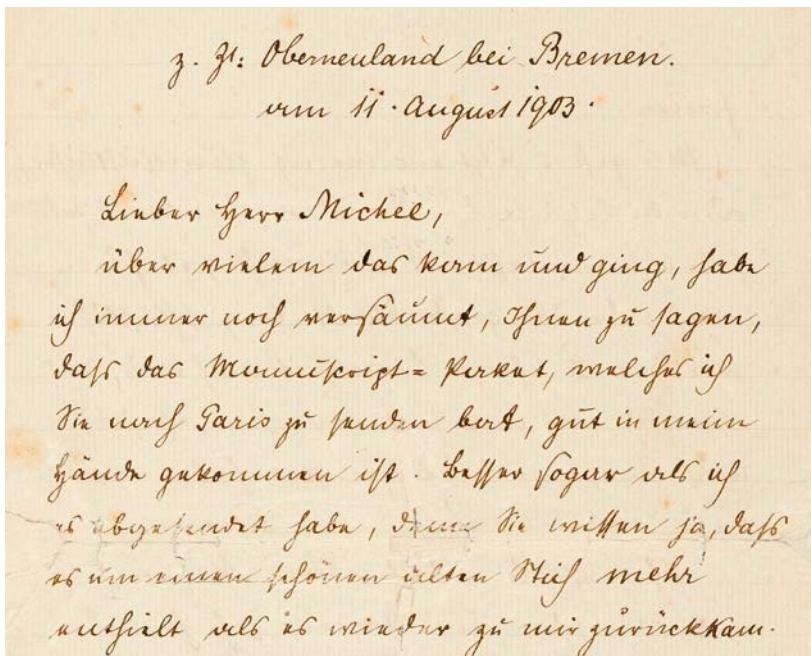


Abb. 6 Bern, Schweizerisches Literaturarchiv, SLA-RMR-Erw-04-592.
 Rainer Maria Rilke an Wilhelm Michel, Oberneuland bei Bremen, 11.8.1903

Wörter wie »mehr« (Z. 10) durch Schriftwechsel ausgezeichnet.¹² Vielleicht kann man hier von »emphatischer Digraphie« sprechen. Dieser Auszeichnung kommt als rezeptionssteuerndes Merkmal bei Rilke eine entscheidende Bedeutung zu, die auch in der Edition sichtbar gemacht werden sollte. Im sogenannten Berner Taschenbuch haben die Bearbeiter das durch die Wiedergabe in einer anderen Drucktype gelöst.¹³ Die emphatische Digraphie tritt jedoch nicht nur in der Briefgattung

¹² Zinn nimmt an, dass sich die Auszeichnung aller Wörter bei Rilke durch die Schul- oder Kanzeleitradition begründen lässt. Rilke geht aber über diese Regel hinaus, da jedes Wort zur Betonung oder Hervorhebung in Frage kommt (vgl. Zinn, Beobachtungen zu Rilkes Handschrift, S. 450). Zum Schriftwechsel und der Umsetzung in der Edition vgl. auch Gunter Martens: Rilkes Dichtungen in authentischer Gestalt? Probleme beim kritischen Edieren von Texten Rainer Maria Rilkes. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 59, 2015, S. 285–307, hier S. 290.

¹³ Rainer Maria Rilke: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. Das Manuscript des »Berner Taschenbuchs«. Faksimile und Textgenetische

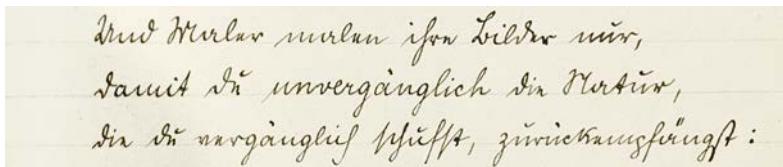


Abb. 7 Deutsches Literaturarchiv Marbach, D: Andreas-Salomé.
Rainer Maria Rilke, Gedichte, Sammlung Stunden-Buch

auf, sondern auch in Entwürfen oder Werkmanuskripten, wie in einem Konvolut zum Stunden-Buch:

»Und Maler malen ihre Bilder nur, | damit Du *unvergänglich* die Natur, | Die Du *vergänglich* schufst, zurückempfängst« (Abb. 7). Auch hier wirkt der Schriftwechsel auf den Text und das Textverständnis ein. Die Betonung bestimmt an dieser Stelle die Lesart und wird von Rilke bewusst eingesetzt.

Rilkes ›konservative‹ Orthographie: Das Beispiel ss/ß-Schreibung

Kommen wir nun zu einem speziellen Aspekt von Rilkes Schreibgewohnheiten: seiner, wenigstens auf den ersten Blick, eigentümlichen Verwendung von Doppel-s und scharfem s bzw. ß. Eine präzise Beschreibung des Phänomens, das sich in allen deutschsprachigen Autographen Rilkes findet, in denen Kurrent als Grundschrift benutzt wird, unabhängig davon ob es sich um literarische Texte, Briefe oder sonstige Aufzeichnungen handelt, bietet Gunter Martens in seinem Aufsatz zur authentischen Gestalt von Rilkes Dichtungen:

Das ›ß‹ steht bei Rilke stets nach langem Vokal bzw. nach einem Diphthong, das ›ss‹ findet sich dagegen für den s-Laut nach kurzem Vokal. Diese eigenwillige Schreibung stand zu Rilkes Lebenszeit im Gegensatz zur damals gültigen Regelung und galt laut zeitgenössischem Duden als fehlerhaft. Kurioserweise entspricht sie jedoch heute genau der neuen orthographischen Regelung: So finden sich durchgehend in den Handschriften Rilkes Schreibungen wie ›dass‹, ›lässt‹, ›umfasst‹, ›muss‹, ›bewusst‹ und so fort. Wenn diese Auffälligkeit bislang weitgehend übersehen wurde, so liegt es

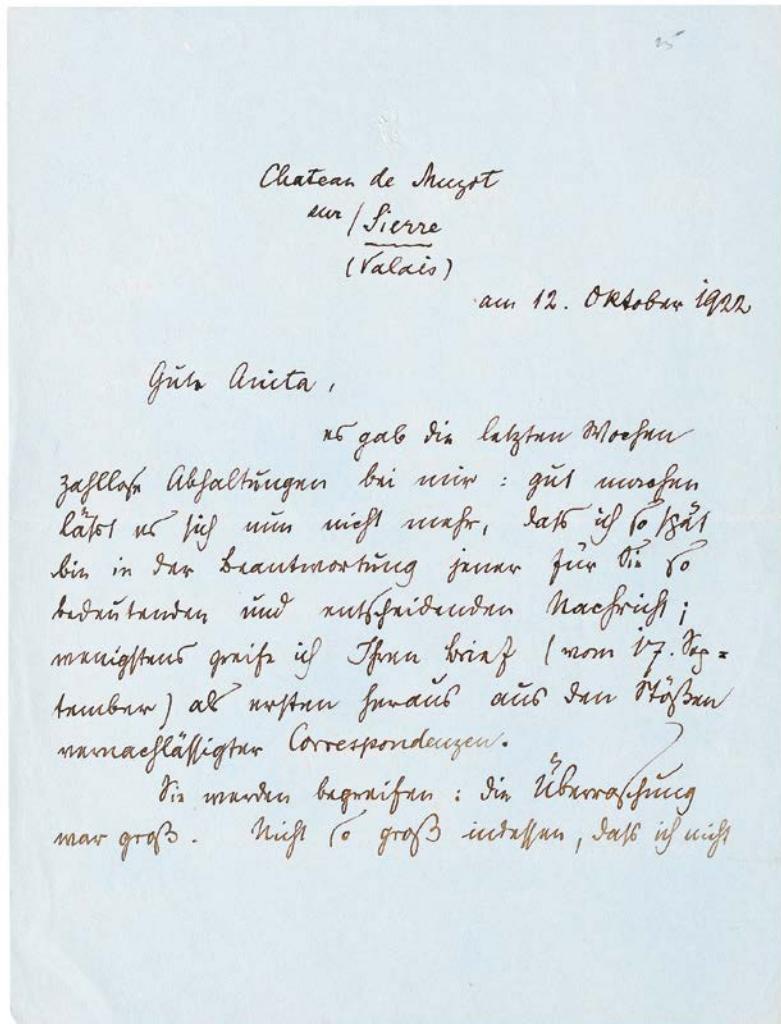


Abb. 8 Bern, Schweizerisches Literaturarchiv, SLA-RMR-Ms_B_53x/25.
Rilke an Anita Forrer, 12. Oktober 1922, erste Seite

offenbar an der Ligatur ›langes s‹ / ›Schluss-s‹, die in der deutschen Kurrentschrift für ein auslautendes doppeltes s vorgeschrieben wird. Diese Verbindung der beiden Buchstabenformen sieht auf den ersten Blick in der Tat aus wie ein ›ß‹, für das Rilke jedoch regelmäßig die heute noch gültige Gestalt benutzt.¹⁴

Wie Recht Martens mit diesen Befunden hat – einschließlich der nahe- liegenden Gefahr einer Verwechslung der Doppel-s-Ligatur mit dem ß – zeigt ein erneuter Blick in die Rilke-Autographen auf *e-manuscripta*. Als Beispiel wählen wir Rilkes Brief an Anita Forrer vom 12. Oktober 1922, von dem auf der Plattform bereits seit Mai 2017 ein Faksimile (Abb. 8) zugänglich ist. Eine Transkription, erarbeitet durch ein Mitglied des Crowdsourcing-Projekts, wurde zu einem späteren Zeitpunkt hinzugefügt.¹⁵

Wir geben die Seite hier zunächst in Form einer eigenen zeichen-, zeilen- und annähernd positionsgenauen Transkription wieder, um sie weiter unten mit derjenigen auf *e-manuscripta* zu vergleichen:

1	Chateau de Muzot
2	sur / Sierre
3	(Valais)
4	am 12. Oktober 1922
5	Gute Anita,
6	es gab die letzten Wochen
7	zahllose Abhaltungen bei mir: gut machen
8	lässt es sich nun nicht mehr, dass ich so spät
9	bin in der Beantwortung jener für Sie so
10	bedeutenden und entscheidenden Nachricht;
11	wenigstens greife ich Ihren Brief (vom 17. Sep-
12	tember) als ersten heraus aus den Stößen
13	vernachlässigter Correspondenzen.
14	Sie werden begreifen: die Überraschung
15	war groß. Nicht so groß indessen, dass ich nicht [...]

Der Brief ist insgesamt in dem gut lesbaren Duktus verfasst, den Ernst Zinn als Rilkes »nach außen gewandte Handschrift« oder seine »reprä-

¹⁴ Martens: Rilkes Dichtungen, S. 293.

¹⁵ Rainer Maria Rilke an Anita Forrer, 12. 10. 1922. In: Bern, Schweizerische Nationalbibliothek (NB), SLA-RMR-Ms_B_53/25, <https://www.e-manuscripta.ch/snli/doi/10.7891/e-manuscripta-52965> (27. 1. 2025).

[SLA-RMR-Ms_B_53/25]¹⁶
 Château de Muzot
 sur / Sierre
 (valais)

am 12. Oktober 1922

Gute Anita,
 es gab die letzten Wochen
 zahllose Abhaltungen bei mir : gut machen
 läßt es sich nicht mehr, daß ich so spät
 bin in der Beantwortung jener für Sie so
 bedeutenden und entscheidenden Nachricht ;
 wenigstens greife ich Ihren Brief (vom 17. Sep-
 tember) als ersten heraus aus den Stößen
 vernachlässigter Correspondenzen.
 Sie werden begreifen : die Überraschung
 war groß. Nicht so groß indessen, daß ich nicht

1. Überprüfte Transkription aus Rainer Maria Rilke – Anita Forrer. Briefwechsel. Insel-Verlag Frankfurt am Main 1982. S. 107
 ↵

Abb. 9 Transkription des Briefs an Anita Forrer vom 12. Oktober 1922 auf e-manuscripta (Stand: 12.2.2025)

sentative[] Schrift«¹⁷ charakterisiert hat. Diese begegnet uns vor allem in seiner Korrespondenz mit engeren Vertrauten und ist durch nahezu ›kalligraphische‹ Züge gekennzeichnet. Dazu gehört auch die peinlich genaue Einhaltung räumlicher Konventionen des zeitgenössischen Briefformulars, im vorliegendem Brief beispielsweise durch die Positionierung der Orts- und Datumszeilen sowie der Anrede am Anfang.¹⁸ Der Unterschied zwischen der besagten Ligatur aus Lang- und Kurz-s (ſs), die Rilke in der Wendung »machen lässt« (Zeile 7 bis 8) und wiederholt bei der Konjunktion »dass« (Z. 8 und 15) benutzt, die auf einen kurzen Vokal auslauten, und Worten wie »Stößen« (Z. 12) oder »groß« (Z. 15), bei denen er das ſ benutzt, ist hier eigentlich recht gut zu erkennen. Dasselbe gilt für die Variante der Doppel-s-Schreibung mit zwei langen s (ſſ), die Rilke bei Worten wie »vernachlässigter« (Z. 13) oder »indessen« (Z. 15) anwendet. In diesen Fällen steht der s-Laut zwischen zwei Vokalen bzw. einem Umlaut und einem Vokal.

Zieht man nun jedoch statt unserer Transkription diejenige heran, die im Crowdsourcing-Projekt von *e-manuscripta* erarbeitet wurde (Abb. 9), dann fällt auf, dass die Ligaturen aus langem und kurzen s hier abweichend von der Vorlage als ſ wiedergegeben werden.

Ob der Grund hierfür allein in der von Martens konstatierten gra-

¹⁶ Zinn: Beobachtungen, S. 443.

¹⁷ Vgl. hierzu ausführlich Klaas-Hinrich Ehlers: Raumverhalten auf dem Papier. Der Untergang eines komplexen Zeichensystems dargestellt an Briefstellern des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 32, 2004, S. 1-31.

phischen Ähnlichkeit der verschiedenen s-Laute liegt, sei dahingestellt. Sehr gut möglich ist auch, dass diese Fehllesungen aus dem bereits 1982 im Insel Verlag erschienenen Erstdrucks des Briefwechsels zwischen Rilke und Anita Forrer übernommen wurden, der, wie aus der Anmerkung am Fuß der Transkription hervorgeht, vergleichend herangezogen wurde.¹⁸ Zieht man diese Ausgabe zu Rate, so stellt man fest, dass darin – wie bei einer Edition, die für ein größeres Publikum gedacht war, nicht anders zu erwarten – die ss/ß-Schreibung nach den bis 1996 in Deutschland üblichen Rechtschreibkonventionen normiert wurde, die ein Doppel-s am Wortende nicht zuließen.¹⁹ Ob es sich hierbei um bewusste Normalisierungen oder um einen missgedeuteten Befund der Originalschreibungen handelt, ist wie bei den meisten älteren Ausgaben von Rilkens Korrespondenz nicht klar zu entscheiden, da sie über ihre diesbezüglichen Entscheidungen keine ausreichende Rechenschaft ablegen.²⁰

Anders liegt dies natürlich bei wissenschaftlichen Ausgaben wie der Edition des »Berner Taschenbuchs« zum *Malte Laurids Brigge*, in dem

¹⁸ Auf die Übernahme des Textes deutet ein auffälliger Transkriptionsfehler – das fehlende Wort »nun« in Zeile 9 von Rilkens Brief –, der sich ebenso in der Referenzausgabe findet. Vgl. Rainer Maria Rilke/Anita Forrer: Briefwechsel. Hg. v. Magda Kerény. Frankfurt a.M. 1982, S. 107. Diese Hinweise, das gilt auch für das oben Gesagte, stellen ausdrücklich kein Argument gegen Crowdsourcing-Projekte in offenen Plattformen wie *e-manuscripta* dar, die sich durch ein hohes Maß an Transparenz auszeichnen und deren jeweilige Ergebnisse, als Work in Progress verstanden, jederzeit korrigiert oder angepasst werden können. Ohne das *e-manuscripta* Faksimile wäre auch im vorliegenden Fall der Transkriptionsfehler beider Ausgaben unbemerkt geblieben.

¹⁹ Vgl. Rilke/Forrer, Briefwechsel, S. 141: »Die Schreibung des ß ist vereinheitlicht worden.«

²⁰ Zu den relativ wenigen Ausnahmen gehört die Ausgabe von Rilkens Briefen an Valerie von David-Rhonfeld, die im editorischen Nachwort nicht nur über Rilkens ss/ß-Schreibung aufklärt, sondern diese auch im Text bewahrt, wobei für letztere Entscheidung offenbar auch eine Rolle spielte, dass Rilkens Schreibung infolge der Rechtschreibreform von 1996 inzwischen den offiziell gültigen Regeln folgte. Vgl. Rainer Maria Rilke: »Sieh dir die Liebenden an«. Briefe an Valerie von David-Rhonfeld. Hg. v. Beate Scharffenberg und August Stahl. Frankfurt a.M., Leipzig 2003, S. 333: »Die Schreibweise von »s« und »ß« unterscheidet sich von der in früheren Ausgaben. [...] Die Rechtschreibreform hat damit einen älteren Stand wieder hergestellt [...].«

Rilkes Schreibgewohnheiten, soweit wir sehen zum ersten und einzigen Male im Rahmen einer größeren Edition, mit größtmöglicher Genauigkeit wiedergegeben wurden.²¹ Dies gilt neben dem Schriftwechsel zwischen Kurrent und humanistischer Kursive sowie der ss/ß-Schreibung beispielsweise auch für Rilkes nicht ganz so leicht zu systematisierenden Umgang mit dem Dehnungs-h oder den Doppelvokalen von a und e, die er in bestimmten Worten einsetzt. Die Faksimilia zum »Berner Taschenbuch« vermitteln zudem einen Eindruck von den graphischen Varianzen, die Rilkes ss-Schreibung in seinen weniger gut lesbaren Entwurfshandschriften annehmen konnte, wo sie noch wesentlich leichter als in dem kalligraphischen Duktus seiner Briefe mit einem ß verwechselt werden können.

Allerdings lässt sich auch dieser vorzüglichen Edition, die ihre editorischen Entscheidungen und Befunde genau dokumentiert, keinerlei Erklärung geschweige denn eine historische Einordnung von Rilkes Schreibgewohnheiten entnehmen. Handelt es sich um »die Pflege [...] generationenalter Schreibgewohnheiten«, ein bewusstes, »geradezu manierierte[s] Festhalten oder Wiederherstellen altväterlicher Eigenheiten«,²² wie der Rilke-Herausgeber Ernst Zinn es für Rilkes konervative Orthographie im Allgemeinen konstatiert hat? Oder um eine möglicherweise fehlerhaft eingeübte orthographische Praxis, die in Rilkes Drucken zu Lebzeiten beinahe durchgehend mit seinem stillschweigenden Einverständnis verbessert wurde, an der er aber gleichwohl eisern festhielt, weshalb sie – wie Gunter Martens nahelegt – als Bestandteil der authentischen Gestalt von Rilkes Texten, mindestens in ihrer handschriftlichen Überlieferung, zu würdigen wäre?²³

²¹ Rilke, Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. Zum Konzept der Ausgabe vgl. auch Irmgard M. Wirtz: Schrift – Transkription – Typographie. Zur gemäßigt mimetischen Faksimile-Edition von Rilkes »Malte«-Fragment. In: *editio* 26, 2012, S. 145–156.

²² Zinn, Beobachtungen, S. 450.

²³ Vgl. Martens, Rilkes Dichtungen, S. 295: »In der authentischen Wiedergabe einer Handschrift verbietet sich ohnehin, die sich dort findende Schreibung der S-Laute nach einer historischen Norm, der Rilke selbst nicht folgt, zu verändern. Aber auch bei den zu Lebzeiten erschienenen Drucken bietet es sich in diesem Sonderfall an, die Eingriffe des Setzers zurückzunehmen und die ursprüngliche Schreibung des Dichters wieder einzusetzen.« Letzteres wurde dann auch in der von Martens mitherausgegebenen Auswahlausgabe der Werke Rilkes, die einen kritisch durchgesehenen Text bietet, konsequent umgesetzt, wobei zu diskutieren wäre, ob dieses Vorgehen nicht doch einen Eingriff in den Wortlaut der Textvorlage, eben den von

Interessanterweise wurde eine befriedigende Antwort auf diese Fragen, die zudem eine historisch nachvollziehbare Erklärung des Phänomens bietet, schon vor geraumer Zeit zur Diskussion gestellt. Der Wiener Historiker Hermann Möcker, der mit verschiedenen Arbeiten zur Geschichte der modernen Orthographie hervorgetreten ist und von österreichischer Seite an den langjährigen Diskussionen beteiligt war, die der Rechtschreibreform von 1996 vorausgingen, publizierte im selben Jahr einen Aufsatz, der Rilkes orthographische Eigenheiten zum Gegenstand hat. Er erläutert darin Rilkes Gebrauch von ss/ß im Kontext der orthographischen Reformversuche des 19. Jahrhunderts.²⁴ Um seine Ergebnisse hier kurz zusammenzufassen: Möcker zeigt auf, dass es in den späten 1870er-Jahren, nachdem verschiedene Versuche einer verbindlichen Orthographiereform für alle deutschsprachigen Länder gescheitert waren, zu einer folgenreichen Gabelung kam: Während die deutschen Länder an der hergebrachten Gottsched-Adelungischen Regelung der s-Laute festhielten, verständigte man sich in Österreich auf eine modifizierte Übernahme der kompetitiven Lösungsvorschläge, die der Sprachhistoriker Rudolf von Raumer im Anschluss an frühere Reforminitiativen aus der Grammatikerkommission Heyse entwickelte. Die sogenannte Heyse-Raumersche Regelung zielte im Bereich der s-Laute auf die Beseitigung der widersprüchlichen Tatsache, dass nach Gottsched-Adelung ein ß sowohl auf kurze wie auf lange Vokale folgen konnte, ein Umstand, in dem Raumer die Festschreibung unbereinigter »mittelalterliche[r] Fehlentwicklungen«²⁵ erblickte. Alternativ formulierte Raumer den Vorschlag, das ß nur noch nach langem Vokal und Diphthong zu verwenden, während nach kurzem Vokal konsequent ein Doppel-s geschrieben werden sollte. Damit einher ging nunmehr die Differenzierung, dass die kurzen Auslautungen am Wortende und vor Konsonanten durch eine Kombination des langen mit dem kurzen Schluss-s (ls) gekennzeichnet wurden.²⁶ Diese Regelung wurde 1879

Rilke autorisierten Drucken, darstellt. Vgl. hierzu den Editorischen Bericht in: Rainer Maria Rilke: Gesammelte Werke. Hg. v. Annemarie Post-Martens und Gunter Martens. Stuttgart 2015, S. 861-866, hier S. 863 und S. 865.

²⁴ Das Folgende nach Hermann Möcker: Beobachtungen an Rilkes konservativer Orthographie an Hand seiner Abschrift »Aus den Elegieen [!]« für seinen »großmütigen [!]« Mäzen (i.e. Wittgenstein). (Zu: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 14, 1995). In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 15, 1996, S. 143-156, insbes. S. 143-148.

²⁵ Möcker, Beobachtungen, S. 143.

²⁶ Für eine zeitgenössische vergleichende Übersicht der verschiedenen Rege-

amtlich in ganz Österreich-Ungarn eingeführt und blieb bis 1901 in Kraft, als sie im Zuge einer erneuten Orthographiereform, die nunmehr für den gesamten deutschsprachigen Bereich beschlossen wurde, wieder zurückgenommen wurde.

Daraus resultiert, dass Rilkes ss/ß-Schreibung weder inkonsequent noch fehlerhaft ist. Auch handelt es sich nicht um ein – in der Terminologie von Ernst Zinn – »altväterliches« oder »generationenaltes«²⁷ Phänomen, sondern um eine seit Schultagen eingeübte Schreibpraxis, die mit den seinerzeitigen orthographischen Regeln in Übereinstimmung stand. Diesen Befund bestätigt auch der nochmalige Blick in das *Lesebuch für österreichische Volksschulen* aus Rilkes Nachlass, in dessen Textbeispielen die Heyse-Raumersche Regel bereits konsequent angewandt wird.²⁸

Nach 1901 hat Rilke seine Schreibgewohnheit quer zu den offiziellen Regelungen in seiner Handschrift konserviert, aber offenbar zu keinem Zeitpunkt versucht, sie auch bei der Veröffentlichung seiner Bücher durchzusetzen und die normierenden Eingriffe seiner Verleger auf diese Weise stillschweigend autorisiert. Dass Rilke – anders als etwa seine Zeitgenossen Stefan George und Oskar Panizza – im Medium des Drucks nicht auf seinen zwischenzeitlich von der offiziellen Norm abweichenden Schreibgewohnheiten bestand, muss indes keineswegs bedeuten, dass er ihnen keinerlei Bedeutung beimaß. Vielmehr liegt es angesichts der Aufmerksamkeit, die Rilke der schriftlichen Ausfertigung seiner Texte widmete, und bei dem kalligraphischen Charakter seiner Korrespondenz wie der vielen eigenhändigen Abschriften seiner Gedichte, die er zirkulieren ließ, nahe, dass ihm die Beibehaltung dieser Gewohnheiten auch aus ästhetischen Gründen wichtig war, wenngleich im Medium der Handschrift. Rilke unterschied also konsequent zwischen der privaten Sphäre seiner Handschrift und ihrer Wiedergabe in der literarischen Öffentlichkeit.

Abschließend hierzu sei zumindest noch angedeutet, dass der Blick auf den Sonderweg, den die österreichisch-ungarische Orthographie zwischen 1879 und 1901 eingeschlagen hat, auch für das Verständnis der Schreibgewohnheiten anderer Autoren hilfreich ist. Die Manu-

lungen zu den s-Lauten in Deutschland und Österreich vgl. Johann Christian Heyse: Deutsche Grammatik oder Lehrbuch der deutschen Sprache.

25. Auflage der Schulgrammatik Heyses. Vollständig umgearbeitet v. Otto Lyon. Hannover, Leipzig 1893, S. 100.

²⁷ Zinn, Beobachtungen, S. 450.

²⁸ Vgl. oben zu Abb. 3.

skripte und Briefe zweier etwa gleichaltriger Zeitgenossen, Karl Kraus und Hugo von Hofmannsthal, beide Jahrgang 1874, konservieren ebenfalls weitgehend die Regeln zur Schreibung von ss/ß nach Heyse-Rau-mer, die sie in ihrer Schulzeit erlernt hatten – ein Umstand, der freilich erst in den neueren Briefausgaben beider Autoren stärker ins Licht tritt, die auch in diesem Bereich auf Emendationen verzichten.²⁹ Komplizierter liegt der Fall bei etwas älteren Autoren, wie Arthur Schnitzler (geb. 1862) oder Hermann Bahr (geb. 1863), in deren späte Schuljahre die österreichische Reform von 1879 fiel: Während Bahr offenbar weitgehend an den einmal erlernten Regeln zu den s-Lauten nach Gottsched-Adelung festhielt und sich daher ab 1901 nicht umstellen musste, unterlag Schnitzlers ss/ß-Schreibung, wie erste Stichproben aus verschiedenen Zeitabschnitten nahelegen, offenbar lebenslang starken Schwankungen, die kaum allein auf die Orthographie-Reformen zurückzuführen sein dürften.³⁰

29 Vgl. etwa Hugo von Hofmannsthal/Alfred Roller/Richard Strauss: »Mit dir keine Oper zu lang ...« Briefwechsel. Hg. und kommentiert v. Christiane Mühlegger-Henhapel und Ursula Renner. München, Salzburg 2021; Gerty von Hofmannsthal/Hugo von Hofmannsthal: »Bin ich eigentlich jemand, den man heiraten kann?« Briefwechsel 1896–1929. Hg. v. Nicoletta Giacon. Frankfurt a.M. 2024; Karl Kraus/Frank Wedekind. Briefwechsel 1903–1917. Mit einer Einführung hg. und kommentiert v. Mirko Nottsccheid. Würzburg 2008. Auf Kraus' Schreibgewohnheiten im Bereich ss/ß verwies schon relativ früh Walter Methlagl: Editorischer Bericht. I. Textgestaltung. In: Karl Kraus: Briefe an Sidonie Nádherný von Borutin 1913–1936. Bd. II. Editorischer Bericht, Bildteil, Anmerkungen v. Friedrich Pfäfflin. München 1977, S. 13–16, hier S. 16.

30 Die Schreibgewohnheiten beider Autoren lassen sich am besten anhand ihrer Tagebücher, die jeweils relativ lange Zeiträume abdecken, sowie neuerdings auch ihres Briefwechsels miteinander nachvollziehen. Vgl. Hermann Bahr: Tagebücher, Skizzenbücher, Notizhefte [1885–1908]. Hg. v. Moritz Csáky. 5 Bde. Bearbeitet v. Kurt Lukas Mayerhofer, Lottelis Moser und Helene Zand. Wien, Köln u.a. 1994–2003; Hermann Bahr/Arthur Schnitzler: Briefwechsel, Aufzeichnungen, Dokumente 1891–1931. Hg. v. Kurt Ifkovits und Martin Anton Müller. Göttingen 2018. Ein größeres und zugleich durchsuchbares Textkorpus bietet das Online-Supplement zu dieser Ausgabe: <https://schnitzler-bahr.acdh.oeaw.ac.at/> (13.2.2025). Bei Schnitzlers Tagebüchern ist für unsere Fragestellung die elektronische Ausgabe der gedruckten (1987–1995) vorzuziehen, da hier die beigegebenen Faksimilia eine Überprüfung der älteren Transkription erlauben, die gerade im Bereich der ss/ß-Schreibung stark revisionsbedürftig ist: Arthur Schnitzler: Tagebuch 1879–1931. Hg. v. Österreichische Akademie der

Einige vorläufige Überlegungen zur editorischen Praxis

Welche Schlüsse lassen sich abschließend für die editorische Praxis speziell mit Blick auf Rilke ziehen?

(1) Die Rilkeforschung hat sich bereits dem lange brachliegenden Feld einer intensiveren Beschäftigung mit den Grundlagen von Rilkes Schrift zugewandt. Das zeigen Ausgaben wie die des »Berner Taschenbuchs« ebenso wie die im Erscheinen begriffene historisch-kritische Edition im Wallstein-Verlag. Allerdings bedürfen paläographische Phänomene, wie wir sie hier nur beispielhaft beleuchtet haben, noch einer näheren Bestimmung, wofür die erweiterte Quellenbasis des Marbacher Rilke-Nachlasses, der in absehbarer Zeit allgemein zugänglich sein wird, eine völlig neue Ausgangsbasis bietet.

(2) Was speziell das Nebeneinander der verschiedenen Schriftsysteme sowie bestimmte, historisch bedingte Schreibgewohnheiten Rilkes betrifft, so ist zu erwägen, wie sie im Rahmen historisch-kritischer Ausgaben, sei es im konventionellen Druck oder auf digitaler Grundlage, angemessen umgesetzt werden können. Einen gangbaren Weg für die Werke haben unseres Erachtens die Herausgeber der neuen historisch-kritischen Ausgabe eingeschlagen, die Rilkes gedruckte Werke in der von ihm für das größere Leserpublikum autorisierten Form, in der Regel dem Erstdruck, bieten, während nur handschriftlich überlieferte Vorstufen oder alternative Fassungen sowie einzelne Varianten aus Manuskripten der originalen Orthographie und der Digraphie der Handschriften folgen, allerdings ohne die Texte vollständig zu faksimilieren.³¹ Dabei erscheint es z.B. auch legitim, wenn sich der Herausgeber der *Duineser Elegien* (2023) zur Entlastung des Apparates von rein orthographischen Varianten, wie sie z.B. bei Rilkes privater ss/ß-Schreibung gegenüber den Erstdrucken seiner Bücher in großer Zahl anfallen, einer Liste der Worte bedient, bei denen der Einzelnachweis entfällt.

(3) Noch wesentlich wichtiger erschien uns die präzise Erhaltung von Rilkes Schreibgewohnheiten im editorischen Haupttext einer zukünftigen kritischen Ausgabe seiner Korrespondenz sowie anderer

Wissenschaften/Austrian Centre for Digital Humanities and Cultural Heritage, <https://schnitzler-tagebuch.acdh.oeaw.ac.at/> (13.2.2025). – Für Auskünfte danken wir Martin Anton Müller (Wien).

³¹ Vgl. Rainer Maria Rilke: Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Bd. 1: *Duineser Elegien* und zugehörige Gedichte 1912–1922. Hg. v. Christoph König. Göttingen 2023, S. 160f.

persönlicher Schriften,³² etwa seinen Tagebüchern. Der Grund hierfür liegt darin, dass Briefe, Tagebücher und andere persönliche Schriften, wie Klaus Hurlebusch ausgeführt hat, von ihren Verfassern in aller Regel nicht zur Publikation gedacht sind und daher, anders als z. B. literarische Werke oder journalistische Arbeiten, enger an Formen und Konventionen des Mediums gebunden sind, in dem sie ursprünglich abgefasst und – z. B. im Rahmen eines Briefwechsels – wahrgenommen wurden. Und dieses Medium ist in aller Regel die Handschrift. Die Herausgeber:innen derartiger Dokumente stünden daher in stärkerem Maße als diejenigen von Werken vor einer »Doppelaufgabe«:

Einerseits haben sie die Texte für einen unbeteiligten, gewissermaßen von außen kommenden Fremdleser so weit wie möglich durch geeignete typographische Transkriptionen kurSORisch rezipierbar und durch Erläuterungen verständlich zu machen. Dies entspräche dem Schleiermacherschen Prinzip der Bewegung des Textes zum Leser [...]. *Andererseits* stellt sich die spezifisch wissenschaftliche Aufgabe, die Eigenart und den ursprünglichen Sinnzusammenhang der Zeugnisse zu berücksichtigen und für jedermann erschließbar zu machen, d. h. z. B. ihr Äußerer so weit wie möglich und nötig zu dokumentieren. Dies entspräche wiederum dem Schleiermacherschen Prinzip der Bewegung des Lesers zum Text oder – mit anderen Worten – dem Prinzip der Annäherung an den Autor als Schreiber.³³

Wie weit die typographische Reproduktion von allgemeinen Phänomenen oder Besonderheiten einer Handschrift gehen sollte, ist im Einzelfall zu erwägen. Schriftwechsel und buchstabengenaue Wiedergabe des originalen Wortlauts ohne normalisierende Eingriffe gehören in jedem Fall dazu, waren aber in der Vergangenheit, wie die älteren Ausgaben einzelner Briefwechsel Rilkes eindrucksvoll belegen, keineswegs selbstverständlich. Der Medienwechsel der vergangenen Jahrzehnte, in dessen Folge die Beschaffenheit und die Gestalt der originalen Überlieferung als – im Idealfalle ständig aufrufbare – visuelle Referenz editorischer Entscheidungen eine immer wichtigere Bedeutung ein-

³² Zu diesem Terminus vgl. Vera Hildenbrandt und Roland S. Kamzelak: Persönliche Schriften: »Scalable reading« für Briefe, Tagebücher und Notizen. In: *editio* 33, 2019, S. 114–128.

³³ Vgl. Klaus Hurlebusch: Divergenzen des Schreibens vom Lesen. Besonderheiten der Tagebuch- und Briefedition. In: *editio* 9, 1995, S. 18–36, hier S. 29.

nehmen, stellt Herausgeber:innen jedoch auch vor neue Probleme. Sollten persönliche Schriften, wie der oben als Beispiel herangezogene Brief Rilkés an Anita Forrer (Abb. 8), in historisch-kritischen Ausgaben immer zeilen- und positionsgenau wiedergegeben werden? Kann die typographische Differenzierung zur Anzeige des Schriftwechsels auf solche Fälle beschränkt werden, die wir oben am Beispiel Rilkés als ›emphatische Digraphie‹ bezeichnet haben? Und wie steht es mit anderen nicht im engeren Sinne sprachlichen Phänomenen der handschriftlichen Ökonomie? Sollen beispielsweise Details wie das lange s (ſ), der diakritische u-Strich (ū), das Trema über dem y (ÿ) oder der Geminationsstrich (m bzw. ñ), der die Verdopplung der Konsonanten m und n anzeigt, typographisch differenziert werden, wie es in manchen neueren Ausgaben bereits der Fall ist, oder nach alter Praxis aufgelöst und, gegebenenfalls durch Beigabe von Faksimilia, dokumentiert werden?³⁴

Fragen wie diese sind nicht mit einfachem Ja oder Nein zu beantworten, sie können weder systematisch für alle Texte noch auf Grundlage rein praktischer Erwägungen entschieden werden. Und sie bedürfen, dies wollten wir zeigen, vertiefter empirischer Forschungen im Bereich einer Paläographie der Neuzeit, die als transdisziplinäre Aufgabe zwischen den historischen und philologischen Fächern anzusiedeln wäre.

³⁴ Vgl. hierzu Hurlebusch, Divergenzen, S. 33, der in diesen und ähnlichen Fällen vor einer »Mischung der Zeichensysteme« von Handschrift und Druck warnt, die sowohl aus historischen wie ästhetischen Gründen vermieden werden sollte: »So sollten z.B. Zeichen, die innerhalb der deutschen Schreibschrift ihren funktionalen oder konnotativen Wert haben [...] in einer modernen lateinischen Schrift nicht nachgebildet, sondern durch äquivalente, systemeigene Zeichen [...] wiedergegeben werden.« Moderne hybride Ausgaben können indes ihre diesbezügliche Vorgehensweise für unterschiedliche Zielgruppen anpassen. So wurde beispielsweise in der gedruckten Ausgabe des Briefwechsels zwischen Hermann Bahr und Arthur Schnitzler von einer typographischen Wiedergabe des langen s ausdrücklich abgesehen (vgl. Bahr/Schnitzler, Briefwechsel, Aufzeichnungen, Dokumente, S. 798, dort auch zu ähnlich gelagerten Fällen). Für die Online-Ausgabe (<https://schnitzler-briefe.acdh.oeaw.ac.at/>), die stärker auf wissenschaftliche Benutzung ausgerichtet ist, haben sich die Herausgeber nachträglich dazu entschlossen, das lange s in den Briefen Bahrs nachzubilden.